



Abend:

Zeitung.

101.

Sonnabend, am 27. April 1839.

Dresden und Leipzig, in Commission in der Arnoldischen Buchhandlung.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Verantw. Redacteur: E. G. Th. Winkler (Th. Heft.)

Windobonensia.

Von einem Weiterreisenden.

März 1839.

Unter den guten Städten aller Länder steht Wien oben an, das ist ihm mit seinem alten Namen Windobona schon eingebunden worden. Wie eine gute Mutter sorgt es für seine Kinder, daß sie nicht Hunger leiden, giebt ihnen immer Unterhaltung, und mag es gern haben, wenn man Gutes von ihm spricht, ohne gelegentlich zu versäumen es selbst zu thun. Alles das ist gleichsam die Mitgift seines alten Namens: Windobona. In solch einem Namen liegt ein Zauber, eine Art Fatum. Das wußten die Alten und hielten daher manche geheim. Mancher Stadt ist ein Makel für ewige Zeiten dadurch aufgedrückt, wie dem alten Paris, das sein Lutetia und wenn es auch von einem Ende zum andern mit Asphalttafeln gepflastert würde, wie ein Demagoge den Klecks aus seinem Reisepasse, nicht los werden kann. Wien ist mit Florenz sein Loos gefallen. Jenes erhielt für alle Zeiten den Vorzug der Güte, und dieses den Ruhm der nie endenden Blüthe, denn die alte Uebersetzung, daß Windobona eine Furth der Wenden bedeute, wie Ratisbona eine Furth am Regen, hat heutzutage keine Kraft mehr. Man sehe die Stadt an und man weiß, Windobona heißt das gute Wien!

Zu Wien gehört nothwendig St. Stephan. Hätten sie seinen Thurm, wie die Zeitungen vor einigen Mo-

naten drohten, von obenher abgetragen, so wär Wien nicht mehr Wien geblieben, es wär mit seinen andern neumodischen Bauten eine Stadt geworden, die es nicht mehr nachweisen kann, daß sie wirklich alt ist; etwa wie Berlin, wenn auch größer und weiter. Aber wo so ein Thurm aus der Mitte der Stadt, aus dem Herzpunkte jeder Thätigkeit in den Himmel hinausragt, wo er alte und neue Gebäude um sich in winkligen Gassen und in breiten Plätzen unter seinen Schirm nimmt, da weiß man ist es ein wirklich alter Dom, nicht ein nachgebauter, wie die Aukirche zu München, die schon dafür sorgen wird, daß die alten Häuser um sie her verschwinden. St. Stephan senkt jetzt wie alte Leute das Haupt, und „sie haben ihm ein Schnürleibell angelegt;“ sie wollen orthopädisch ihm helfen. Doch fragen sich alte Leute, die jetzt erst bemerken, wie sehr seine Spitze überhängt, ob er jemals ganz gerade gewesen. Manche gehen soweit zu glauben, daß er nach mittelalterlicher Grille vielleicht ursprünglich zu einer Art Senkung berechnet war; und soweit auch die 14 Stock hohen Gerüste jetzt an der Pyramide hinaufgehen, hat man doch noch keinen Schaden gefunden, der diese Senkung erklären könnte. Tiefer jedoch als diese Gerüste aufrufen, hat man einen bedenklichen Riß bemerkt, der durch die ganze Mauer hindurchgehen soll und eine Auswechslung der Steine nicht zuläßt. Durch eine starke eiserne Armatur hofft man jedoch diesem Schaden ebenso entgegenzuarbeiten, wie dem Riß in der Peterskirche durch den bekannten eisernen Ring, der nun schon so lang die Riesenkuppel zu-

sammenhält. Bei den alten Bauherren von St. Stephan fand dieser Vorschlag jedoch nicht unbedingte Zustimmung. Vielleicht verschaffte das schon ihm weniger Eingang, weil er von Leuten ausging, die jetzt zum ersten Male in der Fabrik ihr Gutachten geben durften. Da es indeß bis jetzt noch keinen besseren Rath giebt, so wird es wohl bei diesem bewenden; und die Donau, die des alten Thurmes Knaufe nach ihren Lauf richtet, wird nicht zu besorgen haben, daß sie sich künftig verirre.

Was die Eckensteher in Berlin sind, das hat man aus den hiesigen Fiakern machen wollen, die Spasivögel des Volks und die Repräsentanten der populären guten Laune. Um sie dafür zu erkennen, muß man ihre Mundart ganz verstehen, die für einen Norddeutschen, auch wenn er Nestroy mehrmals gehört hat, immer etwas Befremdendes und seltener noch was Angenehmes behält. Aus dem häufiger an die Fremden, als an die Einheimischen gerichteten, Fahrèn, oder Fahrn mer, Ihr Gnaden? kann dieser abnehmen, daß er in Tracht und Schritt, im Hutauffehen und Grüßen noch nicht das Indigenat verräth. Denn gegen den eingebornen Wiener, der sich vom Kopf bis zur Zeh als solchen verräth, ist der Fiaker mit diesem mit Profusion ausgestreuten Fahrèn doch etwas sparsamer. Er weiß, daß der den sich Anbietenden, wenn das Uebrige gleich ist, weniger gern wählt, weil eigentlich nur der in der Reihe oben an stehende, das Recht hat anzusprechen. Wie an alle Notabilitäten, Herkules und den heiligen Christoph, wie an Napoleon und Paganini knüpft auch an sie sich die Legende. Ein Schriftsteller der schon durch die Wiener Schusterjungen sich in's gelehrte Deutschland einbürgern wollte, hat gemeint der literarischen Unsterblichkeit durch sie im Trabe näher zu kommen. Der Mann hat Phantasie und noch dazu welche! Er hat sich Theodor Schmierung genannt, und seine Schrift heißt: die Wiener Fiaker. Kaschau, 1838. 8. Preis 20 Kr. Münze.

Wer Wien mit andern großen Städten vergleicht, wird hier eine Classe von Menschen in dem dichten Gewühle beinahe vermissen, die anderwärts z. B. in Paris und auch in viel kleinern Städten niemals fehlen, wo 10 bis 12 beisammen stehen. Solche Leute, denen der Industrieritter auf dem Gesichte geschrieben steht, gehören wirklich in Wien zu der seltneren Sorte. Das verdankt es seiner aufmerksamen Polizei, seinem allgemeineren Wohlstande, und dem guten Sinne der Bürger, die an der Einfangung eines Raubmörders einen Antheil nehmen, den man anderwärts so alltäglich gewordenen Er-

scheinungen begreiflicher Weise nicht mehr zuwenden kann. Giebt es Glückritter, wie es denn in einer so volkreichen und genußsüchtigen Stadt und neben einer so einflußreichen Börse daran sicher nicht fehlt, so mögen sie durch ehrliche und gutmüthige Gesichter doppelt gefährlich seyn und wahrscheinlich ihre Hauptthätigkeit in den Salons zeigen, wo sie die reichen und vornehmen Leute finden, bei denen es sich der Mühe lohnt, ihre Geschicklichkeiten zu üben. Die Leute, die immer zu Fuß gehen, kommen dadurch vielleicht weniger mit ihnen in Berührung und geben sich endlich dem Irrthum hin, sie wären gar nicht vorhanden. Wien's Straßen sind stets den Tag über so belebt, daß es in einigen, wie in der Kärnthner, in der rothen Thurmgaße, am Roß, am Eisenplaz und bei dem Ausgange des Grabens nach dem Kohlmarke, nicht eben leicht ist, durch die Wagen die sich kreuzen von einer Seite zur andern zu kommen. Trotz aller Vorschriften der Polizei, wird dabei so rasch gefahren, daß man sich wundern mag von Unglücksfällen selten zu hören. Abends nach dem Schlusse der Theater werden sie jedoch sehr bald schon öde und wer in der Nacht um 12 Uhr nach Hause geht, kann auf denselben Stellen, wo 12 Stunden früher, das Gedränge so lebhaft war und ganze Straßen lang keiner Menschenseele begegnen. G. H. v. Schubert erzählt in seiner Reise in das Morgenland, daß er im Herbst 1836 nach Wien kam, zu einer Zeit, wo es wenig Leben in der Stadt gab; und doch war ihm zu Muthe, als träte er aus einem stillen Dorfe (aus München!) in den Lärmen eines Jahrmarktes. Auch die Charwoche macht in dieser Bewegtheit keine Unterbrechung. Vielmehr giebt sie, wenn die Witterung nur irgend erträglich ist, vielfältigen Anlaß dieses Gewühl der Straßen zu vermehren. Fleißiger als bei den mehr frommen als bigotten Wienern sonst gebräuchlich seyn mag, besucht man die Messen. Wer viel thun will, versäumt nicht am Charfreitag die Gräber in sieben Kirchen zu begrüßen und da an ihnen bis gegen die spätern Abendstunden hin gebetet werden kann, so ist es auffallend, wie um die Dämmerungszeit der Zubrang der Frauen und Mädchen bei diesen heiligen Stätten zunimmt. Der Eifer der Andacht macht selbst sehr anständig gekleidete Frauen unempfindlich oder nachsichtig gegen das sehr rohe Gedräng in den Kirchthüren, und wenn auch ein Kezer sehr wenig Erbauliches in diesem Hin- und Wiederlaufen, diesem gaffenden Getreibe und diesem gelegentlich sehr muthwilligen Zusammenstoßen bemerken kann: so belehrt ihn doch die Allgemeinheit mit der dieser Gottesdienst verrichtet wird, daß er wahrscheinlich mit seinem Respekt vor Gebräuchen, die er zur innern Erhebung angeordnet

glaubte, allein im Irrthum war. Auch sonst findet er sich in ähnlichen Fehlschlüssen. Während der Predigt entfernt man sich, geht tappend hin und wieder und verläßt mitten im Gebete die Kirche, während bei dem Ritus der tausendmal mitgemachten Messe, alles ruhig wartet und still bleibt.

Nechte Kritik

muß wie die ächte Freundschaft beschaffen seyn: gänzliche Verleugnung des individuellen Selbst und freundlichste Hingebung an den geliebten Gegenstand.

3. F.

Gesellschafter im Literatur- und Kunstleben.

* * * Dehlenschläger ist zum Etatsrath in seinem Vaterlande (Dänemark) ernannt. Das Gerücht, als wolle er zu schreiben aufhören, hat sich als völlig grundlos erwiesen; bei jeder Veranlassung folgt er den Eingebungen der Muse, und sein neuestes größeres Gedicht „Knut der Große“ wird jetzt für die Kopenhagener Bühne einstudiert.

* * * Die Bayer'sche Buchhandlung in München trat von dem Verlage der angekündigten „deutschen Theebblätter“ zurück. So gering auch die Erwartungen waren, die wir von diesem Unternehmen gehegt, so wird doch bedauert werden müssen, daß es an einer Klippe scheiterte, woran in München noch lange Zeit hindurch alle feineren Bestrebungen der Tagesliteratur sich brechen werden.

* * * Am 9. Mai, dem Tage des jährlichen Schillerfestes, wird auch die Enthüllungsfestfeier des Schillerdenkmals stattfinden. Gustav Schwab hält die Festrede. Zur Conception derselben hat dieser Dichter hinreichende Zeit gehabt.

* * * Man sollte den Artikel des Professors Krug in Leipzig über „Nationalstolz und Nationalhochmuth“, welchen die trefflichen Pölich-Bülau'schen „Jahrbücher für Geschichte und Politik“

im Maihefte bringen, in Rahmen fassen lassen, damit sich der lächerliche Provinzialpatriotismus gewisser offizioser Scribenten in Deutschland um so leichter darin erkennen könnte. —

* * * Menzel erklärt in seinen letzten Literaturblättern der *Mad. Dubevant* den Krieg. Dieser Kritiker geht offenbar zu weit, wenn er G. Sand'n jede Regung für die Grazien der Sitte und der ungeschminkten Tugend abspricht. Welcher Vorwurf aber in der Beschuldigung der Idealisirung des Lasters, die Menzel gegen Sand erhebt, auch für die Uebersetzerin des letztern (F. Tarnow) enthalten sey, wird von jener eben so deutlich gefühlt werden, als sie noch längere Zeit der Hinweisungen gedenken wird, welche Menzel auf die „schmutzigen“ Situationen der Sand'schen Romantik gemacht, deren Blüthen sich allerdings von männlicher Hand weit anständiger hätten pflücken lassen, als von den zarten Fingern der hier in Frage stehenden schreibseligen Uebersetzerin.

Dyonis.

An Dr. Friedrich Schneider in Dessau, nach Aufführung seines Charfreitags-Dratoriums: Gethsemane und Golgatha*).

Du riefest mit des Sanges Wundertone;
Wir folgten Dir und fühlten uns getragen
Hin, wo der Jordan rauscht von heil'gen Sagen,
Und weithin über jede Erdenzone.

Gethsemane, so lieb dem Menschensohne,
Die Stätte, die ihn beten sah und zagen,
Ihr galten, von ihr strömten Deine Klagen
Bis Golgatha, dem blutbefleckten Throne.

Da liefest Du das Wort aus Jesu Munde:
Es ist vollbracht! so himmelsanft erklingen,
So himmelskräftig in die Herzen dringen,

Daß hoehgehoben auf der Andacht Schwingen
Wir selbst ihn hörten mit der sel'gen Kunde:
Für Dich auch starb ich einst in jener Stunde!

— b —

*) Es wurde am Charfreitage, den 29. März dieses Jahres, in der Schloß- und Stadtkirche zu Dessau zum erstenmale aufgeführt.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Berlin.

(Beschluß.)

Was diesem Virtuosen, Die Bull, einen so exor-

bitanten Ruf geschaffen, kann hier nicht erwogen werden, aber ich wage Folgendes zu behaupten: Wenn Die Bull kein größerer Virtuose wird, als er jetzt ist, so wird, wenn die Schaumbläschen seines jetzigen Ruhms geplatzt sind, der Rückstand kaum wie Ruhm aussehen; wenn aber

Die Bull vor allen Dingen kein größerer Virtuose wird, als er jetzt ist, so wird man ihn in Jahr und Tag nicht mehr einen Geigenkünstler, sondern einen Seiltänzer auf der Geige nennen; er wird nicht mehr berühmt, sondern nur noch berüchtigt seyn. Diese traurige Perspektive wird und muß dem misleiteten Künstler vor die Augen treten, und ihre Macht vielleicht ist es, welche die sonst durch nichts zu vernichtenden Wurzeln einer ersten schlechten Angewöhnung in der Kunst, zumal bei einem genialen Menschen, ausrottet.

Mistriß Alfred Shaw bildet in Rücksicht auf die Theorie der Kunst und Schönheit den schärfsten Contrast zu Die Bull. Beide sind die verschiedenen Pole der Kunstare. Nichts kann reiner, sauberer, gemessener, dem sensibelsten Kunstsinne entsprechender seyn, als die Gesangschule der Mad. Shaw. Der Ausdruck stets kräftig und kenntlich, überschreitet doch nie die Grenze der Schönheit auch nur um ein Haar; nicht Einer ihrer Töne ist ohne Seele, nicht einen Augenblick verläßt sie die künstlerische Ruhe; aber es wallt auch nie eine wilde Leidenschaft in ihr auf; ihr Gesang hebt den Hörer in jene Region ruhiger Behaglichkeit, in welcher man mit süßer Empfindung weilt, wenn das rothe Meer im eignen Herzen von keinem Sturm aufgewühlt ist. Auch mag der Gesang der Mad. Shaw einen solchen Sturm beschwichtigen und das Herz in den Zustand des Comforts versetzen können; denn wirklich, Mistriß Alfred Shaw's Gesang ist comfortable. Das ist, was man an ihrem Gesang positiv loben kann, bei weitem sein größtes Lob ist es aber, daß es an diesem Gesange sowohl in Betreff der Stimme als des Vortrags durchaus nichts positiv zu tabeln giebt.

Bei dieser Gelegenheit will ich noch, um womöglich der Erste zu seyn, eines jungen Talents erwähnen, das sich in Berlin entwickelt und ausgebildet hat und dem man unter den obwaltenden Bedingungen eine schöne, vielleicht eine große Zukunft prognosticiren kann. Es ist dieß der junge Clavier-Virtuose M. G. Schumann, der sich bereits früher einigemal öffentlich, zuletzt aber namentlich in einem Concert der Mad. Shaw mit rauschendem Beifall hat hören lassen. Eher noch als das große Publikum kannten die Salons unserer Großen den jungen Virtuosen, dessen Persönlichkeit eben so anspruchlos und liebenswürdig, wie sein Talent ausgezeichnet ist. Bei den vielen trefflichen Pianospielem, die Berlin besitzt, ist es gewiß von hoher Bedeutung, daß unser erhabener kunstsinziger Kronprinz bei Musikaufführungen in Seinen Soireen das Fortepiano fast immer den Händen Schumann's anvertraut. —

Mit all der Freude, mit welcher man von wahrem Verdienst berichtet, kann ich Ihnen auch von den Concerten der ja schon so allgemein bekannten Levy erzählen. Diese, die wie die Mad. Shaw, so anspruchlos, so ohne Prunk und die Neugierde reizende Partikularitäten aufgetreten ist, hat durch ihre Leistungen den Freunden der Musik schöne Genüsse verschafft, und sich beim Publikum, das nicht ermüdete, ihren oft wiederkehrenden Concerten beizuwohnen, ein freundliches Andenken gewiß auf lange Zeit erworben. —

Ich gehe jetzt, wie ich Ihnen gedroht, zu einem weitem Concert-Genre über: den Wohlthätigkeits-Concerten nämlich, deren in neuester Zeit wieder zwei bei uns Statt gefunden haben. Das erste, veranstaltet von Herrn Professor Subiz und ausgeführt von vielen Sängerinnen, Sängern und Schauspielern der hiesigen Bühnen, fand am Sonntag, den 10. dieses Monats, Mittags von 12 — 2 Uhr im Königlichen Concertsaale zu Gunsten der Frau v. Meddhammer, Witwe des pseudony-

men Schauspielers Albini, Statt. Das Programm war sehr reich, und viele Piecen, Lieder, ernste und komische Deklamationsstücke und Compositionen, eigends für das Concert gedichtet. Der Zudrang des Publikums war, mit Freude und Stolz kann man es sagen, so stark, daß die, gewiß ausgedehnten Räume nicht alle Hörer fassen konnten. Dem gemäß ist der Ertrag beträchtlich gewesen, und wie ich höre, schätzt man ihn auf nah an 2000 Thlr. Das ist vortrefflich, äußerst vortrefflich; aber, sagen Sie mir, wäre es nicht 100 Mal vortrefflicher gewesen, durch ein solches Mittel, durch eine solche Summe dem unglücklichen Dichter bei seinen Lebzeiten zu Hülfe zu kommen! Mit Behmuth und Freude erkenne ich das Streben derer, die das Concert veranstaltet haben, woran außer dem Herrn Professor Subiz auch Herr Alexander Cosmar einen großen Antheil hat, nichts desto weniger aber glaube ich meinen Schmerz darüber aussprechen zu dürfen, daß wieder einmal die Biographie eines deutschen Dichters so unsäglich schmerzvoll geschlossen hat. —

Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, meine Freude über die Stellung auszusprechen, die ich Herrn Cosmar als Literaten einnehmen sehe. Fern von den niederen verächtlichen Kaufereien, die eine gewisse Clique so gern zu der Seele unserer Literatur gemacht hätte, selbst dann, wenn er durch grobe Invektiven gereizt wird, in seinen Erwiderungen und Abwehungen nie die Grenze überschreitend, die ein Mann von wahrer Bildung sich immer zieht, nicht zu stolz einen Irrthum einzugestehen, nie unverzöhnlich, oft vermittelnd, seine Leistungen, namentlich in der dramatischen Literatur, mit seltner Ruhe des Ueberblicks selbstschätzend, steht Herr Cosmar in der That als ein sehr achtungswerther literarischer Charakter da, und ist eben deshalb, wie natürlich, oft genug den Angriffen jener Klaffer ausgesetzt, die wohl wissen, daß Niemand sie hört, wenn sie nicht eben bellen. Ich wünschte, ich könnte ein eben solches Lob der dramatischen Thätigkeit des Herrn Cosmar ertheilen, allein ich muß gestehen, daß die Wahl der französischen Stücke, welche er seit längerer Zeit in der Uebersetzung unserer Bühne zuführt, nicht den Erwartungen entspricht, welche ich von einem so geübten, sachverständigen und feinsinnigen Bühnendichter hegen darf. Ich bin fest überzeugt, daß Herr Cosmar uns unendlich Besseres geben würde, wenn er sich entschlosse, selber zu dichten. Uebersetzungen gebend, trägt er eigentlich gar keine Verantwortung, als die für die Wahl, und diese ist zu klein, als daß sie seinen Eifer spornen, seine Kräfte heben und seine Erwartungen spannen sollte.

Da fällt mir aber ein, daß ich noch über ein zweites Concert und Gott weiß über wie viele Opern zu berichten habe; aber fürchten Sie nichts! Ich habe das Quartett-Concert, das Herr Hirschbach für die jüdischen und christlichen Waisenkinder veranstaltet hat, durch Krankheit verhindert nicht gehört; und was Halevy's Guido und Ginevra anbetrifft, so werde ich Ihnen jetzt nicht ein Wortchen weiter darüber sagen, als daß Halevy in dieser Oper als der musikalische Viktor Hugo auftritt, und von der kleinen Operette, „die Flucht in die Schweiz,“ erzähle ich Ihnen eben so raschen Laufs, daß das Publikum sie wegen der allerliebsten Lieder, die sie enthält, mit außerordentlicher Freude aufgenommen und nach erster Vorstellung den jungen Componisten derselben, Herrn Rücken, mit stürmischem Applaus hervorgerufen hat. Alle übrigen Dinge aber, die ich Ihnen noch versprochen und noch nicht versprochen habe, behalte ich in Petto für das nächste Mal, und somit leben Sie wohl, recht herzlich wohl! Ich will versuchen, ein Gleiches zu thun. —

Ed.